

# internationales literaturfestival berlin

David Grossman

## Die Sprache des Einzelnen und die Sprache der Masse

(zur Eröffnung des internationalen literaturfestivals Berlin am 04. September 2007)

aus dem Hebräischen von Vera Loos und Naomi Nir-Bleimling

Guten Abend,

ein israelischer Schriftsteller zu sein, der das internationale Literaturfestival in Berlin eröffnet, ist nicht nur eine große Ehre, sondern es stellt auch eine Konstellation dar, die – und sei sie auch nur in Gedanken, in einem Satz – bis vor nicht allzu langer Zeit unmöglich gewesen wäre und mich bis zum heutigen Zeitpunkt nicht gleichgültig lässt. Trotz der Nähe, die heute zwischen Israel und Deutschland herrscht – und auch in den Beziehungen zwischen Israelis und Deutschen, Juden und Deutschen – ist diese Konstellation noch immer keine Selbstverständlichkeit. Es gibt einen bestimmten Platz im Bewusstsein, im Herzen, den gewisse Formulierungen durchlaufen müssen – eine Art Prisma der Zeit und Erinnerung –, in dem sie sich wie ein Lichtstrahl in das gesamte Spektrum ihrer Farben und Klänge zerlegen.

Und wenn ich hier stehe, in Berlin, kann ich nicht umhin, mit jenen Begriffen anzufangen, die sich in mir, in eben jenem Prisma der Zeit und Erinnerung, immer wieder brechen. Ich bin in Jerusalem geboren und aufgewachsen, in einem Stadtteil und in einer Familie, wo die Menschen nicht einmal in der Lage waren, das Wort »Deutschland« auch nur auszusprechen, und auch nicht den Begriff »Sho'ah«. Sie sprachen lediglich davon, »was **dort** geschah«.

Es ist interessant, dass Juden auf Hebräisch und auf Jiddisch – und in jeder anderen Sprache, die sie sprechen – meist über das reden, was »**dort**« geschah. Während Nicht-Juden eher Begriffe wie »was **damals** geschah« benutzen. Zwischen »dort« und »damals« besteht ein abgrundtiefer Unterschied: »Damals« bedeutet – in der Vergangenheit. »Damals« impliziert etwas, das sich ereignet hat und nun aus und vorbei ist. Während »dort« einen Hinweis darauf gibt, dass irgendwo, an irgendeinem Ort, das Geschehene noch immer gärt und sich parallel zu unserem Alltag beständig befruchtet und wieder ausbrechen könnte. Es ist nicht abgeschlossen. Jedenfalls nicht für uns, die Juden.

Als Kind hörte ich häufig den Ausdruck »die Nazibestie«, und wenn ich die Erwachsenen nach dieser Bestie fragte, weigerten sie sich, mir etwas darüber zu sagen und meinten, es gäbe Dinge, die ein Kind nicht wissen müsse. Später schrieb ich in »Stichwort Liebe« über Momik, den Sohn zweier Holocaustüberlebender, die ihm verschweigen, was ihnen »dort« wahrhaftig widerfuhr. Der verängstigte Momik stellt sich die Nazibestie wie ein Monster vor, das über ein Land mit Namen »Dort« herrscht, wo es die Menschen, die er liebt, peinigte und ihnen Dinge antat, die sie für alle Ewigkeit beschädigten und ihnen

den Weg zu einem erfüllten Leben verstellten.

Als ich vier oder fünf Jahre alt war, hörte ich zum ersten Mal von Simon Wiesenthal, dem Nazijäger. Ich war sehr erregt und gleichermaßen erleichtert. Ich dachte, endlich gibt es einen, der es wagt, die Bestie zu bekämpfen und der bereit ist, sie zu jagen! Hätte ich damals schreiben können, hätte ich Simon Wiesenthal, dem erfahrenen Jäger, vielleicht einen Brief mit ausführlichen praktischen Fragen geschickt, die mich damals sehr beschäftigten.

Meine Generation, die Anfang der fünfziger Jahre in Israel Geborenen, war von dichtem Schweigen umgeben. Nur in der Nacht schrieten in unserem Viertel Menschen aus ihren Alpträumen. Betraten wir ein Zimmer, in dem Erwachsene saßen und vom Krieg redeten, brachen die Gespräche unverzüglich ab. Doch hier und da schnappten wir Teile eines Satzes auf: »Zum letzten Mal sah ich ihn in der ›Himmelstraße‹ in Treblinka...« oder »Sie hat in der ersten Selektion beide Kinder verloren...«

Doch jeden Tag wurde um 13:30 im Radio eine zehnminütige Sendung übertragen, in der eine Sprecherin mit finsterner, monotoner Stimme Namen von Personen vortrug, die ihre im Krieg und im Holocaust verlorenen Angehörigen suchten: Rachel, die Tochter von Pola und Abraham Seligson aus Przemysl sucht ihre kleine Schwester Leale, die in Warschau gelebt hatte ... Elijahu Frumkin, der Sohn von Jocheved und Herschl Frumkin aus Stryj sucht seine Frau Elisheva, geborene Eichel und seine beiden Söhne Ja'akov und Me'ir ... und so weiter, und so weiter. Jedes Mittagessen meiner Kindheit nahm ich zu diesen leisen Elegien ein.

Als ich sieben Jahre alt war, fand in Jerusalem der Eichmannprozess statt, und wir hörten auch noch zum Abendessen aus dem Radio die Schilderungen des Grauens. Meiner Generation ist der Appetit gründlich vergangen, nicht nur aufs Essen. Wir haben etwas Tieferes verloren, das wir damals, als Kinder, natürlich nicht verstanden und das uns im Laufe unseres Lebens immer deutlicher wurde: Vielleicht war es der Verlust der Illusion von der Macht unserer Eltern, uns vor den Gefahren des Lebens zu beschützen; oder der Verlust des Glaubens an die Möglichkeit, dass wir, die Juden, ein erfülltes, sicheres Leben würden leben können wie jedes andere Volk.

Und vielleicht empfanden wir damals auch mehr als alles andere den Verlust des natürlichen naiven Glaubens, des Glaubens an den Menschen, an seine Güte. An sein Mitgefühl. Vor etwa zwanzig Jahren, als mein ältester Sohn drei Jahre alt war, beging man im Kindergarten, wie jedes Jahr, den »Holocaustgedenktag«. Mein Sohn verstand nicht viel von dem, was man ihm erklärte, und kam verwirrt und bestürzt nach Hause. Er fragte mich: »Papa, was sind denn Nazis? Was haben sie gemacht? Warum denn?« Ich wollte es ihm nicht sagen. Ich, der ich mit einem Schweigen aufgewachsen war, das so viele Ängste und Alpträume in mir ausgelöst hatte, der ich ein Buch geschrieben hatte über ein Kind, das wegen des Schweigens seiner Eltern schier den Verstand verliert, verstand auf einmal meine Eltern und auch die stummen Eltern meiner Freunde. Ich hatte das Gefühl, wenn ich es ihm erzählte, ihm vielleicht einen ganz behutsamen Hinweis auf das gäbe, was **dort** geschah, würde die Reinheit meines dreijährigen Sohnes beschmutzt, und er wäre von dem Moment an, in dem diese Möglichkeiten grausamen Handelns in seinem kindlichen, unschuldigen Bewusstsein Gestalt annähmen, nicht mehr dasselbe Kind.

Er wäre überhaupt kein Kind mehr.

Als ich »Stichwort Liebe« in Israel veröffentlichte, schrieben ein paar Kritiker, ich würde zur sogenannten zweiten Generation gehören und sei der Sohn von »Überlebenden«. Ich bin es nicht. Mein Vater kam 1936 als Kind aus Polen nach Israel. Meine Mutter wurde vor der Gründung des Staates Israel in Palästina geboren.

Und ich bin es doch. Ich bin der Sohn von »Überlebenden«, denn auch durch mein Elternhaus, wie in unzähligen Häusern in Israel, war jener Faden tiefer Angst gespannt,

an den man bei nahezu jeder Regung rührte. Auch wenn man noch so vorsichtig war. Auch wenn man jede überflüssige Bewegung vermied, konnte man jenes beständige Zittern der tiefen existentiellen Unsicherheit fühlen. Und des Misstrauens gegenüber den Menschen und dem, wozu sie augenblicklich fähig waren.

Und auch bei uns zu Hause hatten wir – bei jedem freudigen Anlass, bei jeder Anschaffung eines neuen Möbelstücks und mit jedem Kind, das in unserem Viertel geboren wurde – das Gefühl, dass dem Dialog, der äußerst intensiv mit dem »dort« geführt wurde, ein weiteres Wort oder ein weiterer Satz hinzugefügt worden war. Dass in jedem »Wir haben etwas bekommen« ein »Wir haben etwas verloren« mitschwang. Und dass im ganzen Leben, im gewöhnlichsten Alltag, in den trivialsten Abwägungen wie »Soll man dem Kind einen Wandertag erlauben?« oder »Soll man Geld in die Wohnung investieren?« in irgendeiner Weise das, was »dort« geschah, widerhallte: das, was jenes »Dort« überleben konnte, und das, was nicht überlebt hatte, und die Lektion, die man gelernt hat, die persönliche Überlebensstrategie, die in das Gedächtnis gebrannt worden war.

Und noch deutlicher wurde dies, wenn es um große Entscheidungen ging: Ergreift man diesen oder jenen Beruf? Wählt man eine rechte oder eine linke Partei? Heiratet man oder nicht? Zeugt man noch ein Kind oder reicht eines? Setzt man überhaupt ein Kind in so eine Welt? All diese Erwägungen und Unternehmungen, die kleinen und die großen, bargen gleichermaßen die enorme Anstrengung – die nahezu unmenschliche –, das dünne Netz des Alltags über das darunter liegende Grauen zu weben, die aufreibende Beschwörung des Lebens, es möge die Kraft haben, wieder ein Leben zu sein. Die Mühe, uns selbst zu überzeugen – gegen besseres Wissen –, dass wir trotz allem, was in unsere Körper und Seelen tätowiert worden war, in der Lage waren, weiterzuleben, uns immer wieder für das Leben und den Menschen zu entscheiden.

Denn einer, der nach dem Holocaust in Israel geboren wurde, hatte das Grundgefühl – über das man nicht reden durfte und für das man damals vermutlich auch gar keine Worte hatte –, dass für uns, die Juden, der Tod der unmittelbare Gesprächspartner ist. Dass das Leben, auch wenn es vor Energie, Hoffnung und der Fruchtbarkeit eines jungen, sich erneuernden Staates nur so strotzte, in erster Linie aus der gewaltigen, kontinuierlichen Anstrengung bestand, der Todesangst zu entfliehen.

Sie werden sagen, und das zu Recht, dass dies die grundlegende Situation des Menschen an sich ist. Das ist zweifellos richtig. Doch wir wurden tagtäglich und unmittelbar daran erinnert, durch offene Wunden, frische Narben und lebendige, greifbare Repräsentanten, gebrochen an Leib und Seele, die Nacht für Nacht aus Tausenden von Wohnungen ihre Alpträume herausschrien.

Im Israel der fünfziger und sechziger Jahre – und nicht nur in Momenten extremer Verzweiflung, sondern auch in Augenblicken, in denen der laute Lärm des »Schaffens einer Nation« ein wenig verstummte, wenn wir für den Bruchteil einer Sekunde ein wenig müde wurden, ein Wunder der Erneuerung und unserer Neuschöpfung zu sein – in solchen Momenten der Seelendämmerung, der privaten und der nationalen, konnten wir nachdrücklich und auf die intimste Weise den Ring der Eiseskälte fühlen, der sich einem eng um das Herz legte und einem suggerierte: So schnell vergeht das Leben. So zerbrechlich ist alles. Der Körper, die Familie. Der Tod ist das Reale, alles andere ist Illusion.

Seit mir klar wurde, dass ich Schriftsteller werden würde, wusste ich auch, dass ich über den Holocaust schreiben würde. Ich glaube, beide Gewissheiten wurden gleichzeitig in mir geboren. Vielleicht auch, weil ich sehr früh das Gefühl hatte, die vielen Bücher über den Holocaust, die ich gelesen hatte, hätten mir keine Antwort auf ein paar einfache, notwendige Fragen gegeben, die ich selbst stellen und mir mit meinen eigenen Worten beantworten musste.

Und mit wachsendem Alter verankerte sich in mir die Überzeugung, ich würde mein Leben in Israel nicht wirklich begreifen, als Mensch, als Familienvater, als Schriftsteller, als Israeli, als Jude, bis ich nicht über mein nicht gelebtes Leben »dort«, im Holocaust, geschrieben hätte, über das, was mir passiert wäre, wenn ich »dort« gewesen wäre, als Opfer oder als Mörder.

**Beides** wollte ich wissen. Eines von beidem wäre nicht genug gewesen.

Das heißt: Wäre ich ein Jude zur Zeit des Naziregimes gewesen, ein Jude in einem KZ oder in einem Vernichtungslager: Was hätte ich tun können, um etwas von mir zu retten, von meinem Selbst, in einer Realität, in der man Menschen nicht nur die Kleider auszog, sondern in der man ihnen auch ihre Namen nahm, so dass sie sich – in den Augen anderer – in auf Arme tätowierte Nummern verwandelten; in einer Realität, in der dem Menschen sein gesamtes früheres Leben, seine Familie, seine Freunde, sein Beruf, seine Vorlieben, seine Talente genommen wurden. Einer Realität, in der Millionen von Menschen von anderen Menschen zur niedrigsten Stufe der Existenz degradiert wurden – dazu, nur Fleisch und Blut zu sein, zur effizientesten Vernichtung bestimmt.

Was ist das Ding in mir, das ich diesem Auslöschungsversuch hätte entgegensetzen können? Was ist das Ding, das den menschlichen Funken in mir hätte bewahren können, in einer Realität, die ganz darauf abzielte, ihn zu ersticken?

Diese Frage kann der Mensch nur allein für sich selbst beantworten. Vielleicht kann ich hier einen möglichen Weg zu einer Antwort anbieten: In der jüdischen Religion gibt es eine Legende oder einen Glauben, nach dem jeder Mensch einen kleinen Knochen in seinem Körper hat, der »Mandel« heißt; er befindet sich in der Nähe des Atlaswirbels und birgt die Essenz der Seele des Menschen. Dieses Knöchelchen ist unzerstörbar. Auch wenn der ganze Körper des Menschen vernichtet, zerschmettert oder verbrannt wird – das Mandelknöchelchen ist unvergänglich. Darin ist der Funke der Einzigartigkeit des Menschen gespeichert. Darin liegt der Kern seines Ichs. Und dem Glauben nach wird der Mensch nach der Auferstehung aus diesem Knochen neu erschaffen.

Wer von Ihnen will, kann, wenn er nach Hause kommt, in sich dringen und sich die Frage stellen: Was in mir ist tatsächlich die Wurzel meiner Seele? Welche Eigenschaft, welche Wesenseinheit, welcher letzte Funke bleibt in mir, auch wenn alle anderen Dinge erloschen sind? Was in mir ist so stark und konzentriert, dass ich daraus in einer Art absolut privatem Urknall neu erschaffen werden kann?

Ab und zu frage ich einen nahestehenden Menschen nach seiner Mandel, und ich habe schon die unterschiedlichsten Antworten erhalten. Viele Schriftsteller, Künstler überhaupt, sagten mir, ihre Mandel sei die Kreativität, die Glut der Inspiration und der Schaffensdrang. Religiöse Menschen sagten mir häufig, was sie ausmache, sei jener göttliche Funke, den sie in sich fühlen. Ein Freund gab mir nach langer Bedenkzeit die Antwort: Vater zu sein. Eine Freundin antwortete spontan, ihre Mandel sei die Sehnsucht. Und eine Frau, die damals neunzig Jahre alt war, sprach über ihre große Liebe: Ein Mann, der sich vor mehr als sechzig Jahren das Leben genommen hatte, sei ihre Mandel.

\*

Die zweite Frage, die ich mir bei der Arbeit an »Stichwort Liebe« stellte, hängt stark mit der ersten zusammen und wird gewissermaßen von ihr impliziert: Ich habe mich gefragt, wie ein normaler, gewöhnlicher Mensch – und das waren die meisten Nazis und ihre Anhänger schließlich – sich in einen Bestandteil eines Massenmordmechanismus verwandeln kann. Mit anderen Worten: Was ist das Ding, das ich in mir ausklammern muss, das ich in mir unterdrücken muss, das ich verdrängen muss, damit ich mit einer Mordmaschinerie kooperieren kann? Was in mir muss ich töten, damit ich in der Lage

bin, einen anderen Menschen, andere Menschen, umzubringen, damit ich den Wunsch entwickle, ein ganzes Volk zu vernichten oder seine Vernichtung stillschweigend zu dulden?

Und vielleicht muss ich die Frage noch konkreter stellen: Kooperiere ich selbst in diesem Moment bewusst oder unbewusst, aktiv oder passiv, durch Ignorieren oder Stillschweigen, mit irgendeinem Prozess, der am Ende eine Katastrophe über einen Menschen oder eine Gruppe von Menschen bringen wird?

»Der Tod eines Einzelnen ist eine Tragödie«, sagte Stalin, »aber der Tod von Millionen nur eine Statistik«. Lassen Sie uns einen Moment über den Weg sprechen, in dem sich eine Tragödie für uns in eine Statistik verwandelt. Ich möchte natürlich nicht behaupten, dass wir alle Mörder sind. Gewiss nicht. Und dennoch scheint es den meisten von uns zu gelingen, mit beinahe absoluter Gleichgültigkeit gegenüber dem Leid ganzer Völker, naher und ferner, zu leben – Gleichgültigkeit gegenüber der Not von Millionen von Menschen, die arm sind, hungrig, unterentwickelt und krank, ob in unseren Ländern oder auf anderen Erdteilen. Wir bringen es auch fertig, ungerührt und distanziert der Not der Ausländer gegenüberzustehen, die für uns arbeiten, und dem Elend der Völker, die sich in einem Zustand der Besatzung befinden – durch uns und andere, und der Qual von Milliarden von Menschen, die unter Diktatur und Unterdrückung aller Art leiden. Mit erstaunlicher Leichtigkeit setzen wir die Mechanismen in Gang, die dazu bestimmt sind, zwischen uns und dem Leid anderer Distanz zu schaffen. Wir bringen es fertig, in unserem Bewusstsein und in unseren Gefühlen, den kausalen Zusammenhang zwischen beispielsweise unserem wirtschaftlichen Überfluss – im satten florierenden Westen – und zwischen der Armut anderer zu streichen. Zwischen unserem Luxus und den beschämenden Arbeitsbedingungen der anderen, zwischen unserer klimatisierten, motorisierten Lebensqualität und den ökologischen Katastrophen, die wir damit für andere auslösen.

Jene »anderen« leben unter derart entsetzlichen Bedingungen, die ihnen nicht einmal erlauben, Fragen zu stellen, wie die, die ich mir stelle: Schließlich ist nicht nur Völkermord in der Lage, die **Mandel** des Einzelnen zu vernichten, sondern auch Hunger, Armut, Krankheit und Flucht verrohen und töten Schritt für Schritt die Seele eines Menschen und manchmal die eines ganzen Volkes.

Für eine Vielzahl schrecklicher Dinge, die um uns herum passieren, übernehmen wir nicht die geringste persönliche Verantwortung. Weder durch aktive Unterstützung noch durch den Ausdruck von Empathie. Es ist so einfach – wenn es um die Last der persönlichen Verantwortung geht –, uns in einen Teil der Menge zu verwandeln, einer gesichtslosen, identitätslosen Menge – scheinbar jeder Verantwortung enthoben und von Schuld befreit.

Vielleicht erlaubt nur eine weltweite Realität, die zum größten Teil der Kategorie »Masse« zuzuordnen ist, eine Realität des »Lebens als Masse«, zu einer derart leichtfertigen Gleichgültigkeit gegenüber Massenmord. Schließlich ist es ja gerade diese Gleichgültigkeit, die die Welt immer wieder demonstriert, ob in den Zeiten des Völkermordes an den Armeniern und den Juden, ob in Ruanda oder Bosnien, im Kongo, in Darfur und an vielen anderen Orten.

Und möglicherweise lautet die große Frage, die wir uns heutzutage unentwegt stellen müssten: In welcher Situation, in welchem Moment werde ich zur »Masse«?

Es gibt ein paar mögliche Definitionen für den Prozess, in dem ein Individuum in einer Masse aufgeht oder bereit ist, Teile von sich der »Masse« zur Verfügung zu stellen. Weil wir, die hier Anwesenden, uns mit Literatur und Sprache beschäftigen, werde ich diejenige Definition wählen, die unserer Neigung und unserem Lebensweg am nächsten steht: Ich werde zur »Masse«, wenn ich auf das Recht verzichte, meine Worte selbst zu denken und zu formulieren – in meiner eigenen Sprache – und automatisch und kritiklos

Formulierungen und Worte übernehme, die andere mir diktieren.

Und ich werde zur »Masse«, wenn ich aufhöre, mir die moralischen Grundsätze ins Gedächtnis zu rufen, für die ich mich entschieden habe. Und wenn ich aufhöre, mir die moralischen Kompromisse bewusst zu machen, sie stets aufs Neue auszusprechen, immer wieder mit neuen, frischen, nicht abgedroschenen Worten, die in mir noch nicht erstarrt sind, die ich nicht ignorieren kann, mit denen ich mich nicht herausreden kann und die mich – weil sie unverbraucht sind – zwingen, zu meinen Entscheidungen zu stehen und den Preis für sie zu zahlen.

Die Masse braucht bekanntlich die **Sprache der Masse**. Eine Sprache, die sie formt und sie dazu aufhetzt, auf eine bestimmte Weise zu handeln. Und die Ausreden für Handlungsweisen liefert und eventuelle moralische und emotionale Widersprüche entschärft. Mit anderen Worten: Die Sprache der Masse ist eine Sprache, die darauf ausgerichtet ist, den Einzelnen von der Verantwortung für sein Handeln zu befreien, ihn zeitweise von seinem privaten, individuellen Urteilsvermögen, von seinem gesunden Menschenverstand und seinem natürlichen Sinn für Gerechtigkeit abzukoppeln.

Um das Zusammentreffen eines »Individuums« par excellence und seiner unvergleichlich persönlichen, eigenen Sprache mit der »Sprache der Masse«, um das Zusammentreffen der Tragödie mit der Statistik, zu schildern, möchte ich vom polnisch-jüdischen Schriftsteller Bruno Schulz reden. Ich spreche von der Geschichte seiner Ermordung während des Zweiten Weltkrieges im Ghetto seiner Heimatstadt Drohobycz. Es handelt sich um eine bekannte Version dieser Geschichte, die anscheinend nicht völlig der Wahrheit entspricht und vielleicht nur Legende ist, eine erdichtete Anekdote, die sich im Laufe der Jahre verdichtete, in denen sich der »Schulzmythos« im Kreis seiner Anhänger in der ganzen Welt gebildet hat.

Selbst wenn diese Anekdote Fiktion sein sollte, so hat sie doch einen tiefen, wahren Kern. »Anekdoten sind in ihrem Wesen der Wahrheit treu«, schreibt Ernesto Sábato, »gerade weil sie erdichtet sind, Detail um Detail erfunden, bis sie präzise auf eine bestimmte Person zutreffen.« Selbst wenn diese Geschichte über den Tod von Bruno Schulz also nicht den Tatsachen entsprechen sollte, bleibt das, was aus ihr hervorgeht, der Wahrheit treu, und ganz sicher der ironischen, tragischen Wahrheit von Schulz und der Brutalität des Aufeinandertreffens von »Individuum« und »Masse«, und darum werde ich sie wiedergeben, wie ich sie zum ersten Mal gehört habe:

Im Ghetto Drohobycz gab es während des Krieges einen SS-Offizier, für den Schulz das Haus mit Fresken bemalen musste. Der Widersacher jenes SS-Offiziers, der wegen einer Spielschuld mit diesem zerstritten war, traf Bruno Schulz per Zufall auf der Straße, zog seine Pistole und erschoss ihn, um jenem Offizier eins auszuwischen, der Schulz für sich arbeiten ließ. Dem Gerücht nach ging er daraufhin zu dem Offizier und eröffnete ihm: »Ich habe deinen Juden getötet.«

»Schön«, antwortete jener, »dann töte ich jetzt deinen.«

Auf diese Darstellung stieß ich unmittelbar nachdem ich zum ersten Mal die Geschichten von Bruno Schulz gelesen hatte.

Ich erinnere mich, dass ich das Buch zuschlug, das Haus verließ und ein paar Stunden wie im Nebel herumirrte. Ich befand mich in einer Situation, in der ich schlichtweg nicht leben wollte. Ich wollte nicht in einer Welt leben, in der solche Dinge möglich sind. Und in der es solche Menschen gibt; und solch eine Denkweise; in einer Welt, in der eine Sprache möglich ist, die eine Ungeheuerlichkeit zulässt wie jenen Satz.

»Ich habe deinen Juden getötet.« »Schön, dann töte ich deinen.«

»Stichwort Liebe« schrieb ich, unter anderem, um mir selbst den Lebenswillen und die Liebe zum Leben zurückzugeben. Und vielleicht auch, um von der Kränkung zu genesen, die ich – stellvertretend für Bruno Schulz – empfand. Der Kränkung über die Geschichte seiner Ermordung und ihre Begründung. Dieses unmenschliche, vulgäre

Argument: als ob Menschen gegeneinander aufgerechnet werden könnten. Als ob sie nur ein Teil einer Maschinerie oder eine Requisite wären, die sich mit einer anderen Requisite austauschen ließe, wie die Zahlen einer Statistik.

Denn gerade bei Bruno Schulz hat jeder Splitter Realität Persönlichkeit: jede vorüberziehende Wolke, jedes Möbelstück, eine Schneiderpuppe, eine Obstschale, jedes Hündchen, jeder Lichtstrahl: Jede Identität, und sei es die unbedeutendste, ist bei ihm ein eigenständiges Wesen mit spezifischem Charakter. Und auf jeder Seite, in jedem Abschnitt platzt das Leben vor Inhalt und Bedeutung. Wird auf einmal seinem Namen gerecht. Ist ein gewaltiges Zusammenspiel aller Stufen des Bewussten und des Unbewussten, der Illusion, des Traums und des Alptraums, sämtlicher Nuancen, jedes sprachlichen Mittels, jeder Empfindung und jeglichen Gefühls.

Und jede seiner Zeilen trotz dem, was er als »uneinnehmbaren Wall, der die Bedeutung umschließt« bezeichnet, ist Protest gegen grauenvolle Langeweile, gegen Banalität, Abgedroschenheit, Dummheit, Stereotypen, die Diktatur der Verflachung, die Masse. Wenn man Bruno Schulz liest, wenn man bereit ist, sich mit dem kompletten, kompakten Weltbild, das er jeder Seite und jeder Zeile aufgedrückt hat, auseinander zu setzen, erlebt man, wie auf einmal alle Dinge und Phänomene wieder in ihre Wurzeln zurücksickern, in ihre ursprüngliche Bedeutung, in ihren authentischsten, stärksten Puls. In ihren **Mandelknochen** – und in unseren eigenen, den des Lesers. Plötzlich wollen wir mehr. Wir wissen, dass wir mehr wollen **können**. Dass das Leben mehr ist, als das, was mit uns vergänglichen Wesen verglimmt.

Als ich das Buch von Bruno Schulz ausgelesen hatte, verstand ich, dass er mir mit seiner Literatur einen Schlüssel zum Schreiben über den Holocaust geliefert hat. Nicht zum Schreiben über Tod und Vernichtung, sondern im Gegenteil über das Leben, über das, was die Nazis auf ihre mechanische, industrialisierte Weise massenhaft vernichteten.

Und ich erinnere mich auch, dass ich mir mit dem Hochmut eines jungen Schriftstellers sagte, ich wolle ein Buch schreiben, das auf dem Bücherbord vibriert. In dem das Lebendige gleichwertig ist mit dem Bruchteil einer Sekunde eines Menschenlebens. Nicht eines »Lebens« in Anführungszeichen, eines Lebens, das nichts ist als bloßes Totschlagen von Zeit, sondern eines Lebens wie jenes, das uns Schulz mit seiner Literatur zu leben lehrt. Ein leibhaftiges Leben, ein potenziertes Leben. Ein Leben, in dem wir den Anderen nicht nur nicht töten, sondern ihm oder ihr neues Leben verleihen, und auch dem verstrichenen Moment und dem Bild, das ich schon tausendmal gesehen habe, und jenem Wort, das ich schon tausendmal gesagt habe.

\*

Die Welt, in der wir heute leben, ist vielleicht nicht auf eine so nackte und eindeutige Weise brutal wie die Welt, die die Nazis geschaffen hatten, aber es laufen in ihr bestimmte Mechanismen ab, deren Gesetzmäßigkeiten ähnlich sind: Das Verwischen menschlicher Einzigartigkeit, das Verschwinden jeglicher Verbindlichkeit und Verantwortung für das Schicksal anderer. Das Herrschen von immer mehr Gewalt und Fremdheit in einer Welt, wo ständig Hass und Ängste entfacht werden, in der es scheint, dass die fanatischen, fundamentalistischen Kräfte von Tag zu Tag an Stärke gewinnen, während die übrigen Kräfte mehr und mehr an der Hoffnung auf eine Veränderung verzweifeln.

Die Werte und die Horizonte dieser Welt, die Atmosphäre, die in ihr herrscht, und die Sprache, die in ihr überwiegt, werden in großem Maße von jenem Phänomen diktiert, das man als Massenmedien bezeichnet. Dieser Begriff wurde bereits in den dreißiger Jahren des vergangenen Jahrhunderts geprägt, als Soziologen begannen von

Massengesellschaften zu sprechen. Aber sind wir uns heute wirklich der Bedeutung dieses Begriffes und des Prozesses, den er durchlaufen hat, bewusst? Begreifen wir, dass die Massenmedien nicht nur Kommunikation für die Masse liefern, sondern auf vielerlei Art ihre **Konsumenten erst zu einer Masse machen?**

Durch die Gewalt und den Zynismus, die hinter jedem Begriff hervorscheinen; durch die flache, vulgäre Sprache, die sie benutzen, die Banalität und Scheinheiligkeit, mit der sie komplexe politische und moralische Probleme behandeln, die geistige und emotionale Prostitution, die sie um uns herum betreiben und zu der sie uns verführen, mit dem Kitsch, in den sie alles, was sie berühren, tauchen – dem Kitsch der Kriege und des Todes, dem Kitsch der Liebe, dem Kitsch der Intimität.

Es scheint zwar auf den ersten Blick, dass diese Medien sich gerade auf den Einzelnen und nicht auf die Masse fokussieren. Auf den Individualismus und nicht auf das Kollektiv. Hier liegt allerdings ein gefährlicher Trugschluss vor: Die Massenmedien betonen zwar den Einzelnen, erheben ihn in den Himmel und führen ihn scheinbar immer mehr zu seinem Selbst, doch letztendlich führen sie ihn **nur** zu ihm selbst: zu seinen eigenen Bedürfnissen, zu seinen persönlichen engen Interessen, zu seinen Wünschen und Leidenschaften. Offen und verborgen befreien sie den Einzelnen von dem, was er ohnehin am liebsten loswird: von der Verantwortung für die Konsequenzen seiner Taten für andere. Und von dem Moment an, in dem sie sein Gefühl von Verantwortung einschläfern, vernebeln sie ihm selbstverständlich auch sein politisches, gesellschaftliches und moralisches Bewusstsein. Sie verwandeln ihn in einen bequemen, devoten Rohstoff für ihre eigenen Manipulationen und diejenigen anderer Interessengemeinschaften. Mit anderen Worten: Sie machen ihn zur Masse.

Dies gilt natürlich nicht für die gesamten Medien. In jedem Land gibt es noch immer Inseln der Seriosität, der gesellschaftlichen Verantwortung und des Verständnisses für die ökologische und die intellektuelle Katastrophe, vor der wir stehen. Selbstverständlich sind nicht die Massenmedien schuld an den Tragödien, die sich in unserer Welt ereignen, und an den destruktiven Prozessen, die sie durchläuft. Doch zweifellos haben sie einen Anteil an der Schaffung der Atmosphäre, des Bewusstseins und des »Zeitgeistes«, die diese Prozesse schließlich unterstützen und die Heilung von ihnen erschweren.

Diese Medien – gedruckt, gesendet, online, oft kostenlos, omnipräsent und mit enormem Einfluss – sind vom tiefen Bedürfnis getrieben, das Feuer des breiten Publikumsinteresses zu schüren, immer wieder seine hungrigen Triebe zu reizen. Und auch wenn sie sich mit Themen beschäftigen, die eine moralische, humanitäre Komponente haben, und auch dann, wenn sie die Rolle gesellschaftlicher Verantwortung übernehmen, scheint der erhobene Finger, mit dem sie auf die Zentren von Korruption, Unrecht und Leid zeigen, eher der Finger eines Automaten, ohne echtes Interesse an den aufgezeigten Problemen. Das wahre Ziel dieser Medien – abgesehen von der Profitmehrung der Eigentümer – ist die Erhaltung des permanenten Reizzustandes, der »öffentlichen Anprangerung« oder »öffentlichen Absolution« gewisser Individuen, die blitzschnell ausgetauscht werden.

Die schnelle Austauschbarkeit ist die Botschaft der Massenmedien. Manchmal scheint es, dass nicht die Information an sich grundlegend und wichtig sind, sondern der Rhythmus, in dem sie sich ablösen. Der neurotische, gierige, konsumierende, verführerische Puls, den die Massenmedien schaffen und der Zeitgeist ist: Das Zappen ist die Botschaft.

\*

Die Literatur hat keine einflussreichen Repräsentanten in den Machtzentren dieser von



mir beschriebenen Welt, und es fällt mir schwer zu glauben, dass sie sie verändern kann. Doch sie kann alternative Wege aufweisen, wie man in dieser Welt nach einem inneren Rhythmus und mit einer inneren Kontinuität leben kann, die unseren natürlichen, seelischen und geistigen Bedürfnissen viel mehr entsprechen als das, was uns mit Gewalt von den äußeren Systemen aufgezwungen wird.

Mir ist bewusst, dass ich bei der Lektüre eines guten Buches ein inneres Aufklaren durchlebe: Das Gefühl meiner Einzigartigkeit als Mensch wird deutlicher. Die differenzierte, präzise Stimme, die von außen zu mir vordringt, bringt Stimmen in mir zum Sprechen, die vielleicht stumm waren, bis jenes bestimmte Buch kam und sie weckte. Auch wenn Tausende von Menschen in einem bestimmten Moment das gleiche Buch lesen wie ich, steht schließlich jeder von uns allein vor ihm. Für jeden Einzelnen von uns ist das Buch ein Lackmuspapier von einer je anderen Sorte.

Das gute Buch – und es gibt nicht viele gute Bücher, denn auch die Literatur ist selbstverständlich den Verführungen und Stolpersteinen der »Massenmedien« ausgesetzt – macht den Leser einzigartig und befreit ihn aus der Menge. Es gibt ihm die Möglichkeit zu spüren, wie aus unbekanntem Regionen Seeleninhalte, Erinnerungen und Existenzmöglichkeiten in ihm auftauchen und an die Oberfläche steigen, die ihm allein gehören und nur ihm. Die ausschließlich die Frucht seiner Persönlichkeit sind. Das Ergebnis seiner intimsten Schlussfolgerungen. Denn im alltäglichen Leben, in der Vulgarität des Alltags, in der allgemeinen Beschmutzung des Intellekts, der flachen, undifferenzierten Sprache, haben diese Seelenstoffe es schwer, aus jenen inneren Tiefen befreit zu werden und zu Wort zu kommen.

Im Idealfall kann die Literatur unser und das Schicksal anderer, die weit von uns entfernt leben und uns völlig fremd sind, verbinden. Sie kann uns zuweilen zum Staunen darüber bringen, dass wir nur mit knapper Not dem Schicksal Fremder entgangen sind, oder Trauer darüber in uns auslösen, dass wir diesen Fremden nicht wirklich nah sind, nicht die Hand nach ihnen ausstrecken und sie berühren können. Ich sage nicht, dass diese Gefühle sofort zu irgendeiner Handlung animieren, doch es ist sicher etwas, ohne das keine Solidarität, Verbindlichkeit und Verantwortung möglich ist.

Im Idealfall kann die Literatur uns die Gnade gewähren, uns ein wenig über die Kränkung der Entmenschlichung hinwegzuhelfen, die das Leben in großen, anonymen, globalisierten Gesellschaften uns antut: die Kränkung, selbst in einer »groben« Sprache beschrieben zu werden, in Klischees, Verallgemeinerungen und in Stereotypen; die Kränkung unserer Verwandlung in einen – wie Herbert Marcuse sagte – eindimensionalen Menschen.

Und die Literatur gibt uns auch das Gefühl, es gäbe einen Weg, die brutale Willkür zu bekämpfen, die unser Schicksal besiegelt: selbst wenn am Ende des »Prozesses« die Behörden Josef K. »wie einen Hund« erschießen. Auch wenn Antigone hingerichtet wird, auch wenn Hans Castorp im »Zauberberg« am Ende stirbt, haben wir, die wir sie in ihrem Kampf begleitet haben, die Macht des Einzelnen entdeckt, menschlich zu bleiben, auch unter den schwierigsten Bedingungen. Das Lesen – die Literatur – gibt uns unsere Selbstachtung zurück und unser ursprüngliches Gesicht, unser menschliches Antlitz, bevor es in der Masse verschwamm und ausradiert wurde. Bevor wir von unserem Selbst enteignet, vergesellschaftet und billigst als Massenware verkauft wurden.

\*

Als ich »Stichwort Liebe« abgeschlossen hatte, verstand ich, dass ich es geschrieben habe, um zu sagen, dass derjenige, der einen Menschen auslöscht, letztendlich ein geniales, einzigartiges, besonderes, unbeschreibliches Kunstwerk vernichtet, das nicht mehr rekonstruierbar ist und dergleichen es nie wieder geben wird.

In den letzten vier Jahren habe ich an einem Roman geschrieben, der dasselbe sagen will, aber unter einem anderen Aspekt und im Zusammenhang mit einer anderen Realität: Die Heldin meines Buches – eine circa fünfzig Jahre alte Israelin, die Mutter eines jungen Soldaten, der in den Krieg zieht – hat Angst um ihn und spürt die Katastrophe, die über ihm schwebt.

Sie versucht mit ganzer Kraft, das Schicksal zu bekämpfen, das ihm auflauert. Diese Frau unternimmt eine lange Wanderung, sie durchstreift halb Israel, während sie unentwegt von ihrem Sohn spricht. Es ist ihre Art, ihn zu beschützen. Es ist das Einzige, was sie tun kann, um seine Existenz am Leben zu erhalten und zu sichern: **seine Lebensgeschichte zu erzählen.**

Und einmal notiert sie in ein kleines Heft, das sie mit auf die Reise nahm: »Zig Momente, Stunden und Tage, Millionen von Unternehmungen, unendlich viele Maßnahmen, Versuche, Fehler, Gespräche und Gedanken, alles, um in der Welt einen einzigen Menschen zu schaffen.«

Und dann fügt sie noch einen Satz hinzu: »Einen Menschen, der so leicht zu vernichten ist.«

Liebe Freunde,

an diesem Abend, bei der Eröffnung des Berliner internationalen Literaturfestivals, dürfen wir uns in Erinnerung rufen, und sogar mit einem Hauch von Stolz, dass das Geheimnis des Zaubers und der Größe der Literatur, mit der wir uns in diesen Tagen beschäftigen werden, das Geheimnis, das uns immer wieder in ihre Arme treibt, voller Begeisterung, Erregung und Sehnsucht nach Schutz und Sinn – und auch nach Geschmack am Leben, nicht weniger als das – darin liegt, dass sie für uns immer wieder die Tragödie des Einzelnen aus der Statistik der Millionen befreit. Des Einzelnen, von dem eine Geschichte handelt, und des Einzelnen, der diese Geschichte liest.

\*\*\*